

(Nachdruck verboten.)

43]

## Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

### 15. Kapitel.

„Der rechte Fuß setzt im Takt ein, der linke zieht einen Bogen nach rechts! Also nochmal! Eins, zwei, drei — vier, fünf, sechs!“

Der ehemalige herzogliche Gostänzer Merkle gab Tanzunterricht, und es waren im Saale des Schimmelwirtes ein Duzend Studenten und ebensoviel Bürgermädchen anwesend, welche die gesellige Kunst in sechs Lektionen erlernen wollten.

Und Merkle war der Mann dazu, sie jedem beizubringen, weil er sie ernst nahm.

Er hatte ein Buch über die Tanzkunst geschrieben und das begann so: „Der Tanz als Kunst ist die vollendetste ästhetische Formenbewegung, also das Symbol der plastischen Schönheit. Er ist das Streben, dem Körper die höchste Schönheit zu verleihen, ihn durch Anmut zu verklären, ihm ästhetische Bedeutung zu geben; das wenigstens ist der Standpunkt, den ich als Repräsentant der modernen Tanzkunst einnehme.“

Und er lebte nach diesem Glauben.

Niemals stellte er seine Beine in gewöhnlicher Weise nebeneinander auf den Boden; immer ruhte eines auf der Fußspitze, indem es sich in schönem Halbbogen wölbte; niemals ballten sich seine Hände zu Fäusten zusammen, niemals steckten sie in Taschen, oder hingen bedeutungslos an ihren Gelenken.

Sie vorzüglich hatten, wie Merkle sagte, die Aufgabe, durch Attitüden das Symbol der plastischen Schönheit darzustellen. Man erreicht dieses Ziel, indem man die kleinen Finger sich von den übrigen wegstrecken läßt und die gerundeten Zeigefinger an die Daumen preßt.

Aber wenn Merkle für sich diese Vollendung erreichte, so war es ihm doch unendlich schwer, sie anderen mitzuteilen.

Denn unter seinen Schülern waren Menschen, deren Gliederbau nicht zierlicher war, als der von jungen Hühnerhunden; und welche erst reiflichen Nachdenkens bedurften, wenn sie eine entferntere Extremität in Bewegung setzen wollten; und welche eine runde Linie herstellten, indem sie eine gerade zwei- oder dreimal knickten.

Es waren Menschen da, welche niemals einsahen, warum ihre Fersen nicht auch am Vergnügen teilhaben sollten, und welche wie vom Blitz getroffen umfielen, wenn sie ihr Dasein auf die Fußspitzen verlegen wollten.

Und dann gab es Mädchen, welche die ganze Silllosigkeit ihres Geschlechtes begriffen, wenn der Tanz begann. Und welche sich an die Herren klammerten, als müßten sie durch einen reißenden Fluß hindurchwaten, oder als würden sie aus einem brennenden Hause gerettet.

Und wirklich, es war nicht leicht, sie alle so abzurichten, daß ihr Tanz als das Symbol der plastischen Schönheit gelten mußte. Aber Merkle war der Mann dazu.

Er gab dem fetten Herrn am Klavier ein Zeichen. Und dieser begann wieder.

„Komm herab, o Madonna Theresa!  
Sieh doch, wie schön ist die Nacht!“

Ein junger Mann riß eine Blondine grausam von den Freundinnen weg und begann, um sie herumzulaufen, und stieß ihr die Kniee in den Leib und versuchte, ihr die Hüften abzudrehen, und schüttelte sie, als wollte er ihren ganzen Inhalt verstreuen.

„Salt!“

Das Klavier schwieg.

„Sie sind zu heftig, mein Herr!“ sagte Merkle. „Gerade der Walzer erleichtert den elastischen Schwung und verleiht dem Körper eine ungemein natürliche Grazie. Sehen Sie her! Sol! Der rechte Fuß setzt im Takt ein, der linke zieht einen Bogen nach rechts.“

Die Musik begann wieder.

„Komm herab, o Madonna Theresa!  
Sieh doch, wie schön ist die Nacht!“

Der junge Mann versuchte aufs neue, die Hindernisse zu besiegen. Er biß die Zähne zusammen und schaute starr auf den Boden und trat mit den Stiefeln darauf herum, als müsse er eine Menge Ungeziefer trittreten, und dann schleuderte er wieder seine Füße von sich weg, als wolle er sie nie mehr in seinem Leben sehen, und dann drehte er sich in einem Wirbel um sich selber herum, als wäre durch seinen Leib eine Eisenstange gezogen. Und das blonde Mädchen hüpfte für sich allein auf und ab, da es diese ungeahnten Bewegungen nicht mitmachen konnte.

„Salt!“ kommandierte Merkle. „Mein Herr, Sie müssen noch die Positionen der Füße üben; in der Führung der Dame sind Sie nicht sicher genug. Ein anderes Paar! Darf ich bitten?“

Ein langer Jüngling trat aus der Reihe vor und hielt seine rotwangige Tänzerin mit gestreckten Armen von sich weg.

„Nehmen Sie eine ungezwungene Haltung an!“ mahnte Merkle. „Die Dame muß sich anschmiegen. In natürlicher Grazie, aber nicht zärtlich! So ist es schon besser. Eins, zwei, drei — vier, fünf, sechs! Gut! Bravo! Es geht ganz ordentlich, Herr Wang. Sie müssen nur Zwanglosigkeit zeigen.“

Sylvester kam mit Ehren um den Saal herum, und der Tanzmeister sagte: „Sie werden eine gute Figur auf dem Kränzchen machen; ich wäre sehr froh, wenn alle Herren so vorgeschritten wären.“

Diese Übungen wurden nämlich nicht abgehalten in dem Streben, dem Körper die höchste Schönheit zu verleihen; sie hatten einen besonderen Zweck.

Die studentische Verbindung „Alto“ wollte ein Kränzchen veranstalten, und ihre jungen Mitglieder mußten sich darauf vorbereiten.

Sylvester war von einem Schulfreunde eingeladen worden, an der Tanzstunde teilzunehmen und das Kränzchen mitzumachen. Er sagte nicht sogleich zu, weil er in seiner Lage üble Deutungen und Nachreden scheute. Aber der alte Schratt erklärte ihm, daß es zu den notwendigen Erfahrungen des Lebens gehöre, ein hübsches Mädel im Tanze herumzuschwenken, und der Schulfreund erzählte ihm, daß die besten Familien eingeladen wären und daß sehr feine Mädchen kommen würden, als zum Beispiel die Töchter des Herrn Rektors und die Töchter des Magistratsrates Küfel und die Tochter des Kaufmanns Spornier. Da ging Sylvester noch einmal in sich und sagte seine Beteiligung zu.

Er hatte mit Traudchen nie mehr gesprochen seit jenem Abend. Gesehen hatte er sie des öfteren, d. h. zweimal, wie er genau wußte.

Zuerst in der Woche vor Weihnachten, als er abends durch die Theaterstraße wandelte.

Da drängten sich die Leute und bewunderten die festliche Pracht der Auslagen.

Plötzlich sah er vor einem Laden eine stattliche Dame stehen, neben ihr ein schlankes Mädchen, dessen reiches Haar in einem schönen Knoten gebunden war.

Und der Studiosus Wang verspürte ganz plötzlich Herz klopfen und blieb wie angewurzelt stehen, indem er seine Augen auf das Pelzbarett und den Haarknoten gerichtet hielt.

Zufällig wandte die junge Dame den Kopf, und zufällig traf ihr Blick den langen Studenten.

Er zog hastig den Hut, aber er war zu schüchtern, um sie genau anzusehen.

Ueberdies stieg ihm das Blut heiß in den Kopf, und außerdem hatte er Ohrensausen.

Das alles gab mit dem Herzklopfen bedenkliche Krankheitserscheinungen und triebte seine Beobachtungsgabe.

So wußte er nicht, hatte sie ihm wirklich zugenickt, und hatte sie wirklich freundlich gelächelt, und war sie wirklich rot geworden?

Oder kam das von den bunten Glühlampen, welche hinter dem Auslagefenster brannten?

Sylvester dachte lange über diese Sache nach und kam zu keinem abschließenden Urteile.



Die zweite Begegnung fand einige Wochen später statt. Den 3. Januar, nachmittags, auf dem Maximiliansplatze.

Sylvester ging mit dem Sohne des Hannes Weiß aus Pirmasens.

Er belehrte ihn, daß der Diktator Lucius Cornelius Sulla nicht, wie John White jun. angenommen hatte, den Caius Julius Cäsar erwordete, und daß man einen solchen Verdacht schon deshalb nicht nähren könne, weil der Cornelius Sulla ungefähr vierunddreißig Jahre vor dem ruchlosen Morde gestorben war.

In diesem Vortrage hielt Sylvester plötzlich inne, als zwei junge Mädchen mit fröhlichem Lachen um die Ecke bogen.

Und er zog wieder hastig seinen Hut und wußte wieder nicht, ob Fräulein Traudchen Sporer seinen Gruß freundlich aufgenommen hatte.

Diesmal aber erhielt er Gewißheit. Als er seine Rede etwas zerstreut wieder aufnahm und sich über die persönlichen Verhältnisse des Cornelius Sulla ausließ, sagte John White jun.:

„Ich glaube, sie hat erwartet, daß Sie mit ihr sprechen.“  
„Wer?“

„Die junge Dame, welche Sie begrüßt haben. Sie ist mit der anderen vor dem Laden stehen geblieben und hat hineingesehen.“

„Das wissen Sie nicht, John. Man darf eine Dame nicht anreden.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

30]

## Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

31.

Die Sonne war schon hinter dem Birnbaum, welcher dem Wagen Schatten gab, hervorgetreten und ließ ihre sengenden Strahlen selbst durch die Weinreben hindurch, die Ustjenta zum Schutz geflochten hatte, schräg auf die Gesichter der Mädchen fallen, die unter dem Wagen schliefen. Mariana erwachte und schob ihr Kopftuch zurecht. Sie sah sich um und bemerkte hinter dem Birnbaum ihren Mieter, der mit der Flinke auf dem Raden dastand und sich mit ihrem Vater unterhielt. Sie stieß Ustjenta an, lächelte und wies, ohne ein Wort zu reden, auf ihn hin.

Gestern war ich aus, habe aber nichts geschossen, sagte Olenin und blickte unruhig umher. Er sah aber Mariana hinter den Blättern nicht.

Gehen Sie nur an das Ende dort, gerade herum, dort in dem vernachlässigten Garten, man nennt ihn die Wüste, finden Sie immer Hasen, sagte der Jährich, der seine Sprechweise sofort veränderte.

Ist das recht, in der Arbeitszeit auf die Hasenjagd zu gehen! Sie sollten uns lieber helfen kommen, mit den Mädchen arbeiten, sagte die Alte heiter. — Nun, Mädchen, aufstehen! rief sie.

Mariana und Ustjenta flüsterten sich unter dem Wagen etwas zu und konnten sich vor Lachen kaum halten.

Seitdem es bekannt geworden, daß Olenin Lukaschka ein Koh im Werte von fünfzig Münzen geschenkt hatte, wurden seine Wirtsleute freundlicher; der Jährich besonders schien die Annäherung an seine Tochter mit Befriedigung zu sehen.

Ich kann ja aber nicht arbeiten, sagte Olenin und gab sich Mühe, nicht durch die grünen Zweige hindurch unter den Wagen zu spähen, wo er das blaue Hemd und das rote Kopftuch Marianas bemerkt hatte.

Komm her, ich gebe Dir Aprikosen, sagte die Alte.

Altweibertorheit, ein gastfreundlicher kosakischer Brauch der Vorzeit, sagte der Jährich, die Worte der Alten zugleich erläuternd und gewissermaßen entschuldigend. — In Rußland, meine ich, haben Sie nicht nur Aprikosen, sondern auch Ananas oder anderes Eingemachtes nach Herzenslust gegessen.

Also in dem vernachlässigten Garten gibt es welche? fragte Olenin. Ich will hingehen. — Er warf einen raschen Blick durch das grüne Blätterdach, küstete seine Mühe und verschwand zwischen den regelmäßigen grünen Spalieren des Weingartens.

Die Sonne neigte sich schon zum Niedergang, sie stand schon hinter den Gärten, ihre weit verteilten Strahlen schimmerten durch das durchsichtige Laub hindurch, als Olenin zu seinen Wirtsleuten in den Garten zurückkehrte. Der Wind wurde schwächer, und eine erfrischende Kühle herrschte in dem Weingarten. Schon aus der Ferne hatte Olenin instinktmäßig Marianas blaues Hemd durch die Weinspaliere hindurch erkannt. Er näherte sich ihr, indem er im Gehen Beeren pflückte. Auch sein abgehakter Hund schnappte von Zeit zu Zeit mit seiner feuchten Schnauze nach einer niedrig hängenden Traube. Marianas Gesicht war rot; sie hatte die Ärmel aufgestreift, und ihr Tuch war tief unter das Kinn herabgefallen. So stand sie da, schnitt die schweren Trauben ab und ordnete sie in Korbe. Ohne das Messer, das sie in der Hand hatte, los-

zulassen, hielt sie inne, lächelte freundlich und setzte wieder ihre Arbeit fort. Olenin näherte sich ihr und warf die Flinke über die Schulter, um seine Hände freizumachen. „Wo sind Deine Angehörigen? Grüß Dich Gott! Bist Du allein?“ wollte er sagen, aber er sagte nichts und küstete nur seine Mühe. Es machte ihn befangen, so allein mit Mariana zu sein, und doch trat er näher auf sie zu, als ob er sich mit Absicht Selbstqualen bereiten wollte. Du wirst noch die Weiber mit Deiner Flinke töten, sagte Mariana.

Nein, ist schiefe nicht.

Sie schwiegen beide.

Wenn Du mir doch helfen wolltest!

Er zog ein kleines Messer hervor und begann schweigend Trauben abzuschneiden. Er traf tief unten im Laub auf eine drei Pfund schwere üppige Traube, an welcher die Beeren alle eng aneinanderlagen, und zeigte sie Mariana.

Soll ich alle abschneiden? Ist diese nicht zu grün?

Zeig her.

Ihre Hände berührten sich. Olenin ergriff ihre Hand, sie sah ihm lächelnd in die Augen.

Sag, wirst Du bald heiraten? sagte er.

Sie antwortete nicht, sie wandte sich ab und sah ihn nur mit einem strengen Blick an.

Sag, liebst Du Lukaschka?

Was geht das Dich an?

Ich bin eifersüchtig.

Ach, was.

Wahrhaftig, Du bist ein schönes Mädchen!

Und plötzlich schämte er sich furchtbar der Worte, die er gesprochen hatte. Sie schienen ihm gemein zu klingen, er wurde ganz rot, ward verlegen und ergriff ihre beiden Hände.

Wie ich auch bin, für Dich bin ich nicht! Warum spottest Du meiner? . . . antwortete Mariana, aber ihre Blide sagten, wie genau sie wußte, daß er ihrer nicht spottete.

Spotten? Wenn Du wüßtest, wie ich . . . seine Worte klangen ihm noch gemeiner, noch weniger dem angemessen, was er empfand; aber er fuhr fort: Ich weiß nicht, was ich für Dich tun könnte . . .

Laß mich, Schmierfink!

Aber ihr Gesicht, ihre glänzenden Augen, ihre wogende Brust, ihre schlanken Beine sagten etwas anderes. Ihm war als verstünde sie, wie gemein ihm alles vorlomme, was er ihr sagte, aber sie stand über diesen Dingen; ihm war's, als wüßte sie längst alles, was er ihr sagen wollte und nicht auszusprechen vermochte, und als hätte sie nur hören wollen, wie er ihr es sagen würde. „Wie sollte sie es auch nicht wissen, — dachte er, — da er ihr doch nur alles das sagen wollte, was sie selbst war? Aber sie hatte verstehen, nicht antworten wollen.“ — dachte er.

Au, erklang plötzlich in der Nähe hinter den Weinspalieren Ustjentas Stimmchen und ihr helles Lachen. — Komm doch her, Nikitj Andreitsch, hilf mir! ich bin allein — rief sie Olenin zu und steckte ihr rundes, harmloses Gesicht aus dem Laub hervor.

Olenin antwortete kein Wort und rührte sich nicht von der Stelle.

Mariana fuhr fort, Trauben zu schneiden, blickte aber unverwandt ihren Mieter an. Er wollte eben etwas sagen, stockte aber und zuckte die Achseln. Dann warf er seine Flinke herum und ging eiligen Schrittes aus dem Garten hinaus.

32.

Ein paarmal blieb er stehen und horchte auf Marianas und Ustjentas helles Lachen; sie standen zusammen und unterhielten sich laut. Den ganzen Abend verbrachte Olenin auf der Jagd im Walde. Er schoß nichts und kehrte in der Dämmerung nach Hause zurück. Als er über den Hof ging, bemerkte er, daß in der Kammer der Wirtsleute die Tür geöffnet war, und sah ein blaues Hemd hindurchschimmern. Er rief Wanjuscha mit auffällig lauter Stimme, um seine Ankunft bemerklich zu machen, und setzte sich auf den Treppenspur auf seinen gewöhnlichen Platz. Die Wirtsleute waren schon aus dem Garten zurückgekehrt; sie kamen aus der Kammer, gingen in ihre Stube, baten ihn aber nicht zu sich. Mariana ging zweimal zum Tore hinaus. Das eine Mal im Dämmerlicht schien es ihm, als hätte sie sich nach ihm umgesehen. Er verfolgte gierigen Blickes jede ihrer Bewegungen, wagte aber nicht, sich ihr zu nähern. Als sie in der Stube verschwunden war, stieg er die Treppe hinauf und ging im Hofe auf und nieder. Mariana aber kam nicht wieder heraus. Die ganze Nacht verbrachte Olenin schlaflos auf dem Hofe und lauschte auf jeden Laut in der Stube der Wirtsleute. Er hörte, wie sie gegen Abend plauderten, wie sie das Abendbrot aßen, wie sie die Federbetten ausschüttelten und sich schlafen legten; er hörte, wie Mariana aus irgendeinem Grunde lachte; er hörte auch, wie alles verstummte. Der Jährich sprach etwas leise mit seiner Alten, ein anderer atmete. Er ging in seine Stube. Wanjuscha schlief in voller Kleidung. Olenin beneidete ihn. Er kehrte wieder auf den Hof zurück, ging wie vorher in beständiger Erwartung auf und nieder, aber niemand kam heraus, niemand näherte sich; nur das regelmäßige Atmen dreier Menschen ließ sich vernehmen. Er kannte Marianas Atmen, und er lauschte ihm beständig und lauschte auch auf das Pochen seines eigenen Herzens. Im Dorfe war alles still geworden, der Mond war spät aufgegangen, und das Vieh, das auf dem Hofe war, das bald niedertauerte, bald sich träg aufrichtete, wurde deutlich sichtbar. Olenin fragte sich ärgerlich: „Wonach



sehne ich mich?" und konnte sich nicht von seiner Unrast befreien. Plötzlich hörte er ganz deutlich Schritte und das Knarren einer Flügeltür in der Stube der Wirtsleute. Er stürzte zur Tür; aber es ward bald wieder still, nur das regelmäßige Atmen war zu hören. Auf dem Hofe bewegte sich mit schwerem Stöhnen die Büffelkuh hin und her; erst stellte sie sich auf die Vorderbeine, dann richtete sie sich ganz auf, wedelte mit dem Schwanz und ging in gleichmäßigem Schritt über den trockenen Lehm des Hofes, dann legte sie sich wieder stöhnend in den nebligen Mondschein nieder. . . . Wieder fragte er sich: „Was soll ich tun?“ und kam zu dem festen Entschluß, schlafen zu gehen, da aber wurden wieder Leute vernehmbar, und in seiner Einbildung erstand die Gestalt Marianas, wie sie heraustrat in die neblige Mondnacht, und wieder stürzte er auf das Fenster zu, und wieder hörte er Schritte. Kurz vor Tagesanbruch ging er auf das Fenster zu, klopfte an den Holzrahmen, eilte hinüber zur Tür und hörte wirklich Marianas Seufzer und Schritte. Er griff nach dem Kiesel und klopfte. Vorsichtige Schritte nackter Füße näherten sich der Tür. Die Klinke bewegte sich, die Tür knarrte, ein Duft von Meiran und Kürbis kam heraus, und an der Schwelle erschien Marianas ganze Gestalt. Er sah sie nur einen Augenblick im Mondlicht. Sie schlug die Tür zu, flüsterte ein paar Worte und eilte mit leichten Schritten zurück. Olenin klopfte noch einmal leise — keine Antwort. Er lief an das Fenster und horchte auf. Plötzlich schlug eine schrille Männerstimme an sein Ohr.

Herrlich, sagte ein klein gewachsener Kosak in weißer Mütze, der sich über den Hof her Olenin näherte. Ich habe alles gesehen. Herrlich!

Olenin erkannte Kasarka und sprach kein Wort, denn er wußte nicht, was er tun und sagen sollte.

Herrlich! Ich werde auf's Amt gehen, alles anzeigen und es dem Vater erzählen. Schau einer, die Fährnichtsstöchter! Sie hat nicht genug an einem!

Was willst Du von mir, was verlangst Du? brachte Olenin endlich hervor.

Nichts, ich will's nur auf dem Amt erzählen.

Kasarka sprach sehr laut, offenbar mit Absicht.

Schau einer den schlauen Junker!

Olenin zitterte und erbleichte.

Komm hierher, hierher!

Er faßte ihn kräftig bei der Hand und zog ihn nach seiner Stube hin.

Es ist ja nichts vorgefallen, sie hat mich nicht eingelassen, und ich habe auch nichts gewollt . . . sie ist ein braves Mädchen! . . .

Nun, das wird schon dort untersucht werden . . . sagte Kasarka.

Du sollst trotzdem etwas haben . . . warte nur! . . .

Kasarka sagte nichts. Olenin lief in seine Stube und brachte dem Kosaken zehn Rubel heraus.

Es ist ja nichts vorgefallen. Aber trotzdem, ich bin schuldig, darum gebe ich Dir was! Aber daß um Gotteswillen kein Mensch etwas erfährt! Es ist wirklich nichts vorgefallen. . . .

Wünsche Glück, sagte Kasarka lachend und ging.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

Dezember.

Wenn man jetzt im Winter zu Frau Briekle kommt — im Sommer wohnt sie meist auf der Parzelle — so zeigt sie dem Besucher ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht gewöhnlich zunächst ihr Wäschebündel mit den blütenweißen Tischbezügen und den intimen Wäschebüden, die immer, zu je 6 Stück mit einem roten Bändchen liebevoll zusammengefaßt, aufeinanderliegen, — dann aber auch ihren Blumentisch. Wenn Herr Briekle selbst auf der Parzelle alles, was roh oder gefocht genießbar ist, zusammengerafft und damit Kammer und Keller gefüllt hat, dann eilt Frau Kofine noch einmal hinaus, um auf den Blumenrabatten, deren Bepflanzung und Pflege ihre ureigenste Domäne ist, das auszugraben und einzupflanzen, was überhaupt zu retten ist. Was nun von allen diesen Pflanzen im Winter noch nach irgend etwas aussteht, das muß für den Blumentisch herhalten. Was aber im Sommer geblüht, das bedarf im Winter der Ruhe, und so kommt es denn, daß jetzt nach vielen trüben Tagen, die aus dem Garten gereiteten Pflanzen recht trostlos aussehen, so daß man mit ihnen wirklich keinen Staat mehr machen kann. Fuchsen, Hortensien und Rosen sind blattlos und vom Wäschebündel, in dem der trockene Lavendel verdeckte Unterlunft gefunden hat, geht ein besserer Duft als vom Blumentisch aus. Aber Frau Briekle verlangt nach Blumen, einmal, weil sie ohne Blumen überhaupt nicht mehr leben kann, und dann auch, weil die dritte Tochter, die Else, einen Freier gefunden hat, der mit ihr zu Neujahr Hochzeit machen will. Der Freier der Else ist ein gewisser Tanzmann, der jüngste Sohn des alten Tanzmanns, von dem der leider so früh verstorbene Dr. Grottewid den Lesern vor Jahren so viel erzählt hat. Durch Zufall hat ihn die Else am Spittelmarkt kennen gelernt; er trat ihr dort im Gedränge auf die blank gewachsenen Stiefel, enschuldigte sich tausendmal, knüpfte dann ein Gespräch an und bat sie schließlich um ein Wiedersehen. Natürlich konnte Else nicht nein sagen.

Kleine Ursachen, große Wirkungen! Else, die damals mit einem Glasbläser ging, der vorzüglich tanzen konnte, während sich Herr Tanzmann trotz seines Namens auf dem Tanzboden nicht zu helfen weiß und namentlich vom Walzer keinen Begriff hat, überlegte lange hin und her, bis schließlich doch Herr Tanzmann jr. in ihrem Herzen die Oberhand behielt. Er hat die Liebe zur Natur von seinem seligen Vater geerbt und ist ein riesiger Blumenfreund. Beide haben beschlossen, sich bald nach der Hochzeit eine kleine Laube zu bauen, womit sich auch der alte Briekle, der rasch entschlossen das Jawort gab, einverstanden erklärte, und Else wird ihm zu Weihnachten das Taschenbuch für Gartenfreunde\*) aufbauen, damit er lernen kann, wie die Laube gebaut, die Parzelle bewirtschaftet wird. Nachdem mir Frau Briekle die vorstehend kurz skizzierte Liebesgeschichte lang und breit vorgetragen hatte, mußte auch ich notgedrungen aus meiner Reserve heraustreten, um ihr auseinanderzusetzen, wie sie es anzufangen hat, um zur Hochzeit ihrer Tochter mit frischen, duftenden und, was die Hauptsache ist, selbstgezeugenen Blumen aufwarten zu können.

Nach zu Großmutter's Zeiten gab es so manche dankbare Winterblume, die unermülich ihre bescheidenen Blüten am Fenstergesimse der Wohnstube entfaltete. In unserer anspruchsvolleren Zeit sind fast alle die bescheidenen Blumen von anno dazumal, die sich, aus Stecklingen und Ablegern gezogen, durch Generationen in der Familie vererbten, von der Wildflaube verschwunden, wie die winterblühenden Rastusgewächse, die Calla mit ihrer blendendweißen Blütenstehle, die chinesische Schlüsselblume, Abutilon und andere.

Heute ist man bestrebt, stolzere und duftigere Blüten, die früher nur draußen im Garten im Frühling und Vorfröhen das Auge des Naturfreundes erfreuten, mitten im Winter blühend zu haben, oder man wendet sein Interesse an teurere Pflanzen fremder Zonen, deren natürliche Blütezeit in unsere Wintermonate fällt. Unter letzteren stehen die köstlichen Orchideen oben an, die leider noch für lange Zeit hinaus ein Privileg für die sogenannten „oberen Zehntausend“ bleiben werden. Die unbedingt besten Winterblüher für alle, die nur bescheidene Geldmittel aufwenden wollen oder können, sind die sogenannten holländischen Blumenzwiebeln und unter diesen vorzugsweise die Hyazinthen und Tulpen. Bei der Kultur in Blumentöpfen müssen diese Zwiebeln spätestens jetzt gepflanzt werden; zum Einpflanzen genügt jede sandige Erde, wenn es nicht anders ist, gewöhnliche Gartenerde. In einen Blumentopf von 10 Zentimeter oberer Weite pflanzt man eine Hyazinthenzwiebel oder je drei bis vier Tulpenzwiebeln einer Sorte so tief, daß diese ganz mit Erde bedeckt sind. Höchstens bei Tulpen darf der Zwiebelhals den Topftrand eine Kleinigkeit überragen. Die bepflanzen Töpfe werden mit einer Brausekanne mehrmals tüchtig angegossen, dann im Keller dicht zusammengestellt und hier etwa handhoch mit Erde oder Sand bedeckt. Unterbleibt diese Bedeckung, so geschieht es häufig, daß sich die Wurzeln der Zwiebeln aus dem Topfe herausheben. Zwei Monate nach dem Einpflanzen sind Zwiebeln früher Sorten so weit entwickelt, daß sie an das Fenster der warmen Stube gebracht werden können; hier gelangen die allerfrühesten Sorten schon nach drei bis vier Wochen zum blühen.

Interessanter als diese Topfkultur ist das Treiben auf mit Wasser gefüllten Gläsern. Hierzu ist die Hyazinthe von allen Blumenzwiebeln das geeignetste Gewächs. Einfache, aber vollständig zweckentsprechende Hyazinthengläser, auch farbige, erhält man überall in den Glas- und Porzellanengeschäften schon für 10 Pf. das Stück. In jedes der zuvor ausgewaschenen Gläser gibt man eine Messerspitze Salz, füllt es darauf bis dicht zum Halbe mit Wasser und setzt dann die Zwiebel so auf, daß ihr Wurzelboden das Wasser gerade leicht berührt. Auch bei dieser Kultur werden die Zwiebeln mit den Gläsern zunächst dunkel, in den Keller oder hinter den Schrant einer ungeheizten Stube gestellt. Hier verbleiben sie solange, bis sie eine einige Zentimeter hohe Triebspitze gebildet haben und die Wurzeln bis zum Boden des Glases reichen. Dann werden sie am besten zwischen den Doppelfenstern untergebracht und die Triebspitzen für die erste Zeit zum Schutz gegen das Licht mit einer kleinen Papierdüte bedeckt. Für die Folge besteht die ganze Pflege in dem gelegentlichen Nachfüllen des von den Wurzeln verbrauchten und verdunsteten Wassers, das jedesmal so zu erfolgen hat, daß die Zwiebel selbst nicht benetzt wird, und im Schutz gegen Frost. In kalten Nächten müssen die Gläser in die Stube genommen werden, damit sie nicht zwischen den Fenstern frieren und springen. Bei diesem Treiberfahren auf Wasser geht die Entwidlung bedeutend langsamer als bei der Topfkultur vor sich, weil die Zwiebeln fast ausschließlich von dem aufgespeicherten Reservestoff leben müssen. Deshalb blühen jetzt auf Gläser gefachte Hyazinthen frühestens Anfang April; in manchen Samenhandlungen sind aber angetriebene, bereits gut bewurzelte Zwiebeln zu einem etwas höheren Preise zu erhalten, die unter Umständen schon ausgangs Januar blühen.

Seitdem das sogenannte Eisverfahren in die gärtnerischen Betriebe Eingang gefunden hat, d. h. seitdem man verschiedenartige treibbare Gewächse von Beginn der Frühjahrsvegetation in Kühlhäuser und Eis Keller bringt, um sie hier in der Entwidlung künstlich zurückzuhalten, ist dem Liebhaber auch Gelegenheit zum Treiben von Maiblumen im Zimmer gegeben. Hierzu verwendet man die in den Samenhandlungen erhältlichen sogenannten Eisbeime der

\*) Vorrätig in der Buchhandlung Vorwärts, Lindenstr. 60.



**Maiblumen**, die in beliebiger Erde zu je 11 bis 12 Stück in zehn Zentimeter weite Töpfe so gepflanzt werden, daß die Keimspitzen, aus denen der Trieb herborsteht, über dem Topf herborstehen, also nicht mit Erde bedeckt werden. Nachdem die Töpfe gut gegossen sind, kommen sie zunächst an einen möglichst warmen, wenn auch weniger hellen Platz in der Stube, am besten nahe an dem Ofen (Kachelofen), worauf sie bald ihre saftiggrünen Blätter und gleichzeitig mit diesen auch die besannenen wohlriechenden Blütenköpfchen entfallen. Hauptsache bei diesem Treiben sind gleichmäßige Feuchtigkeit und ebensolche Wärme. Zum Begießen und Besprengen darf stets nur angewärmtes Wasser verwendet werden. Die so getriebenen Maiblumen sind nach dem Abblühen wertlos geworden, während man den abgeblühten Phazinthen nach und nach das Wasser entzieht, bis Blätter und Wurzeln vollständig eingetrocknet sind. Dann nimmt man sie aus den Töpfen, reinigt sie und bewahrt sie bis zum Oktober des nächsten Jahres trocken auf, worauf sie nicht wieder in Töpfe, sondern frei in den Garten ausgepflanzt werden. Hier bringen die Zwiebeln im folgenden Jahre einen bescheidenen Flor und erholen sich in sandigem Boden wieder derart, daß sie erneut zum Treiben benutzt werden können.

Die Winterreiberei der genannten Blumenarten eignet sich für jedermann ohne Rücksicht auf die sonnige Lage der Wohnung, denn Treibblumen verlangen nicht nur keine Sonne, sondern sie müssen sogar gegen sie geschützt werden. Feuchtigkeit und Wärme, Schutz gegen schroffen Temperaturwechsel und Zugluft, sind die Faktoren, um die sich bei dieser Kultur so gut wie alles dreht.

Frau Briekke weiß noch aus ihrer frühesten Jugend, und die liegt, unter uns gesagt, ziemlich weit zurück, daß man auch abgeschnittene Zweige von Flieder, Quitten, Koffkastanien, Haselnüssen, Weiden, Kirichen und anderen frühblühenden Gehölzen, in eine Base oder einen Topf mit Wasser gestellt und öfters mit einem Berstäuber bespritzt, in der Nähe des Ofens innerhalb einiger Wochen zum Blühen bringen kann. Dieses lange bekannte Verfahren ist in neuester Zeit durch die sogenannte Warmwasserbad-Methode wesentlich verbessert worden. Nach dieser Methode werden die frisch geschnittenen Zweige 12 Stunden lang vollständig in ein mit etwa 35 Grad Celsius warmem Wasser gefülltes Gefäß eingetaucht. Man stellt das Gefäß so in der Nähe des Küchenofens auf, daß das Wasser die angegebene Durchschnittstemperatur behält. Ist das nicht möglich, so wickelt man es in wollene Lächer ein und gießt im Verlauf der Badezeit mehrmals warmes Wasser nach. Die dem Bade entnommenen Zweige werden nun in eine mit warmem Wasser gefüllte Base gestellt, und man wird erstaunt sein, wie rasch hierauf die Blüten zur Entfaltung gelangen, während jene Zweige, die dieser Wadetur nicht unterzogen worden sind, trotz der warmen Zimmertemperatur lange in vollkommener Ruhe verharren.

So wirds also gemacht, wenn man auf einfache und möglichst billige Weise im Winter etwas Blühendes in der Stube haben möchte. Frau Briekke wird sich der Sache mit Feuereifer annehmen, und wenn Herr Langmann und ihre Tochter Else am 31. Dezember dieses Jahres den Polterabend feiern, dann wird sich, dessen bin ich sicher, die gute Stube bei Briekkes in eine förmliche Blumenausstellung verwandelt haben, die der Silvester- und Polterabend-Stimmung zugleich Rechnung tragen soll. Hd.

## Kleines feuilleton.

### Aus der Vorzeit.

Ueber neuere prähistorische Funde in der Mark Brandenburg berichtet die „Zeitschrift für Ethnologie“. Auf dem Kesselberg bei Biesenthal, der sich zwischen den Landstrassen nach Zante und Prenden und dem Kesselsee erhebt, wurden schon vor Monaten von Kindern öfter Scherben an und ziemlich nahe der Oberfläche gefunden. Aufmerksam wurde man aber erst, als beim Sandabfahren eine Menge Urnenscherben zum Vorschein kamen. Eine genaue Untersuchung hatte das Ergebnis, daß hier ein prähistorischer Kirchhof festgestellt wurde, auf dem bis jetzt zehn Grabstellen bloßgelegt wurden. Leider war in keinem einzigen auch nur eine Urne vollständig erhalten, es fanden sich außer kleinen Resten von Scherben von Urnen, Schüsseln und Töpfen, in einem Grab auch ein paar Adlerkrallen, die wohl als Trophäe oder Amulett von dem hier Begrabenen getragen worden waren. Die Funde entstammen sämtlich der Bronzezeit.

Umfassende Ausgrabungen werden gegenwärtig an der sog. Römerschanze vorgenommen, die eine Stunde nördlich von Potsdam gegenüber Medlig liegt. Der Name ist verderbt aus Rüber-schanze; eine frühere Bezeichnung lautet Königsschanze. Es ist ein ungefähr 200 Meter im Durchmesser haltender Wall, der in vor-geschichtlicher Zeit Verteidigungszwecken diente. Ursprünglich war es, wie die gegenwärtigen Untersuchungen erkennen lassen, eine etwa sechs Meter hohe und drei Meter breite Mauer, aus zwei parallelen Holzwänden bestehend, deren Zwischenraum mit Erde ausgefüllt war. Die beiden Wände waren miteinander verankert, und die Stellen, wo Pfosten und Ankerhölzer sich befunden hatten, liegen sich aus den Resten nachweisen. Als bei der letzten Belagerung die Holzwände in Brand gesteckt wurden,

löste sich der Verband, die Erde rutschte nach beiden Seiten ab und bildete den heutigen Wall. Die gefundenen Gebrauchsgegenstände, Schmuckstücke, Waffen und dergleichen lassen darauf schließen, daß der Bau germanischen Ursprungs ist, später aber auch noch kurze Zeit von den Slaven benutzt wurde.

### Paläontologisches.

Die Fußspuren ausgestorbener Tiere. In den merkwürdigsten Resten, die von ausgestorbenen Tieren erhalten geblieben sind, gehören die Fußspuren, die zuweilen von Geißhöfen herrühren, über deren Wesen sonst nicht das geringste Ueberbleibsel Aufschluß gibt. Namentlich sind es Sandsteine, in denen sich solche Fußspuren vorfinden, und man muß sich ihre Entstehung wohl so denken, daß die betreffenden Tiere auf dem feuchten Sand am Meeresufer einherkriechen und in ihm die Abdrücke ihrer Füße hinterlassen haben, worauf die Vertiefungen bald wieder von hineingespültem Sand zugebedeckt und derart konserviert wurden. Es gibt eine ganze Reihe solcher sogenannter „Fährten sandsteine“, und zwar sind sie gleich berühmt aus Deutschland, England und den Vereinigten Staaten. In Deutschland ist es namentlich der Buntsandstein des Thüringer Landes, der die sogenannten Chirotherien (Handtiere) aufweist, Fußspuren von Wesen, von denen man sonst nicht den geringsten Knochenrest gefunden hat. Nur eine Eigentümlichkeit scheint, abgesehen von der handähnlichen Form der Fußspuren, aus ihrer Stellung hervorzugehen, nämlich daß das Tier beim Gehen immer ein Bein über das andere gesetzt haben muß, weil der Daumen auf dem links erscheinenden Fußabdruck nach links weist, auf dem rechten nach rechts, während es doch bei der normalen Stellung der Finger und Zehen umgekehrt ist. Eine hohe Verhühtheit haben ferner die Fußspuren des sogenannten Promiozoum aus Amerika erhalten, die man ursprünglich für die Zeugen ungeheurer Vögel gedeutet hat, die schon vor überaus langer Zeit ausgestorben sein müßten. Da es unwahrscheinlich ist, daß die Vögel damals — es handelt sich um die Triaszeit der Erdgeschichte — eine so hohe Entwicklung erreicht haben sollten, so meint man jetzt, daß die Besitzer dieser riesigen Vogelbeine doch wohl Reptilien gewesen sein müssen. Das Liverpool-Museum hat aus der englischen Landschaft Cheshire, die seit langem für derartige Funde berühmt ist, eine neue Platte von Fährten sandstein erhalten, die in einer Tiefe von 15 Metern unter der Oberfläche herausgeholt wurde. Obgleich jünger als der Thüringer Buntsandstein, enthält dies Gestein gleichfalls Fußspuren der erwähnten Chirotherien.

### Astronomisches.

Der weiße Glanz der Mondvulkane. Seit langer Zeit schon hat die Forschung ihre Aufmerksamkeit auf den blendend weißen Glanz gerichtet, der zur Zeit des Vollmondes von den großen Kratern der Mondgebirge ausgeht und sich bisweilen auf einen überaus reichhaltigen großen Umkreis erstreckt, ohne daß bisher eine befriedigende Erklärung über den Ursprung dieses Leuchtens erzielt wäre. Die „Revue Scientifique“ berichtet nun von einer neuen Hypothese, die von G. H. Tomlins aufgestellt wurde. Sie will die langen linienförmigen Lichtstreifen auf ungeheurer tiefegelegene Kohsalzlager oder Abscheidungen einer dem Kohsalz gleichenden Salzmasse zurückführen, die nach Verdunstung der Wasser Massen, worin sie ursprünglich gelöst war, auf der trockenen Oberfläche der Erdtrabanten zurückgeblieben ist, ähnlich wie dies im Erdinnern bei den Lagerstätten unserer Salzbergwerke der Fall gewesen ist. Die Hauptzüge dieser Ablagerungen sind die mit dem Namen Tycho und Kopernikus bezeichneten Berggebilde, die jedoch in ihren „Salztrabanten“ auffallend verschieden sind. Der Tycho sendet regelmäßige, in gerader Linie verlaufende Strahlen aus, die länger sind als die des Kopernikus. Dieser ist dagegen von einer Art weißer Aureole umgeben, und erst von dieser gehen die Strahlen als nebartiges Gewirr nach allen Richtungen aus. Man gewinnt den Eindruck, daß dies verwickelte Netz durch eine Erhebung im Mittelpunkt des Ganzen seine Entstehung gefunden hat. Gewisse Vulkane auf der Erde bieten ganz ähnliche geologische Verhältnisse, nur daß auf dem Monde der strahlende weiße Glanz hinzutritt, der eben nicht ohne weiteres zu erklären ist. Tomlins zieht nun zum Vergleich die Salzablagerungen und Ausflutungen von Alkalien heran, die sich auf der Erde an manchen Orten, z. B. in Persien und Sibirien, durch Verdunstung gebildet haben. Diese zuerst unterirdisch entstandenen Lagerstätten liegen nunmehr bloß, da die Wirkung des Wassers allmählich die darüber liegenden Schichten weggeschwemmt hat. Man kann nun annehmen, daß zur Zeit, wo die Mondoberfläche noch starken Umwälzungen unterlag, derartige unterirdische Salzlager entstanden sind, die dann durch vulkanische Ausbrüche auf die Oberfläche gelangten, wo sie der Gestalt des Geländes folgend, die weißglänzenden Salzstreifen gebildet haben. Die Verdunstung hat dann die Streifenbildung noch unterstützt, und das weiße Leuchten ist der Reflex der spiegelnden Salzflächen ihrer Rückstände. Es sei noch daran erinnert, daß nach der Meinung anderer Astronomen diese merkwürdigen Strahlen auf das Vorhandensein großer Massen vulkanischen Glastes in Anhäufungen von Scherben und Splintern zurückzuführen sind, die das Sonnenlicht mit Tausenden von Flächen zurückwerfen.